

Grundrechtsschutzes des einzelnen gegenüber dem Staat, im Verhältnis des einzelnen zur Verbandsmacht sowohl als Mitglied wie als Verbandsbetroffener. Es gibt andere Beispiele, die wir schon länger diskutiert haben im Zusammenhang mit dem sog. Solidaritätsbeitrag, mit der negativen Koalitionsfreiheit, mit den Auswirkungen der Tarifverträge auf Nichtorganisierte usw. Weiterhin ist das Verhältnis des einzelnen zur Bürokratie, vor allem dort, wo er von der Bürokratie besonders abhängig ist, im Bereich der sozialen Sicherheit verbesserungsfähig. Da gibt es noch erhebliche Spielräume zur Stärkung der Stellung und Unabhängigkeit des einzelnen.

„Das sich selbst regulierende System ist die freiheitliche Methode der Machtkontrolle“

HK: Ist also — um im bereits besprochenen Thema nochmals zu variieren — die Bürokratisierung der Sozialbeziehungen und des öffentlichen Lebens die größere Freiheitsbedrohung als sichtbare oder feststellbare Vermachtungserscheinungen durch Interessengruppen im gesellschaftlichen Raum?

Biedenkopf: Die ständig mächtiger werdenden Bürokratien sind fraglos mit unserem Verständnis von Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen in einer offenen Gesellschaft immer schwer vereinbar. Hier sind uns, wie ich glaube, ganz neue Aufgaben gestellt, die ich als politische Herausforderung verstehen möchte. Zum Beispiel stellt sich die Frage, wie wir die gesetzliche Krankenversicherung oder die Altersversorgung so organisieren können, daß der einzelne in dem Maß, in dem er Mitverantwortung übernehmen kann, auch die Chance eingeräumt bekommt, diese Mitverantwortung auszuüben. In Betracht kommt beispielsweise eine Veränderung der Organisation dieser sozialen Systeme mit dem Ziel, dem Bürger Alternativen zur Verfügung zu stellen. Wir sollten z. B. prü-

fen, ob es von einer bestimmten Einkommenshöhe an oder auf der Grundlage eines bestimmten gesetzlich gesicherten Sockels möglich ist, dem einzelnen die Chance zu eröffnen, zwischen Alternativen zu wählen, um auf diese Weise neue Gestaltungs- und Freiheitsräume und damit auch Konkurrenzen zu eröffnen, Konkurrenzen, die nicht nur eine bessere Behandlung der Bürger als Kunden zur Folge haben, sondern mit ziemlicher Sicherheit auch einen effizienteren Einsatz seiner Mittel.

HK: Wenn Sie Bürokratie und Interessengruppen durch Eröffnung von mehr Konkurrenz zugunsten von mehr Freiheit domestizieren wollen, wie verbinden Sie dann Freiheit und Gemeinwohl, ohne selbstverständlich gewordene Ansprüche zu enttäuschen oder gar in ein laissez-faire zurückzufallen?

Biedenkopf: Da wir die externe Kontrolle mit der Autonomie der Verbände für prinzipiell unvereinbar halten — die externe Kontrolle im Sinn des direkten Eingriffes —, müssen wir ein sich selbst regulierendes System schaffen. Das sich selbst regulierende System ist im Wettbewerb und in anderen Bereichen genau die freiheitliche Methode der Machtkontrolle. Insofern gilt auch hier das generelle Prinzip, das die Politik der CDU seit 1945 bestimmt, daß nämlich die beste Methode der Freiheitssicherung das machtsverteilende Prinzip des Wettbewerbs ist. Und zwar nicht nur des Wettbewerbs auf dem Güter- und Dienstleistungsmarkt, sondern auch des Wettbewerbs auf dem Markt der Organisationen, der organisierten Interessen, der Ideen und politischen Ansichten. Selbstverständlich wird es dabei nicht ausbleiben, daß einige Ansprüche, die heute von bestimmten Gruppen erhoben werden, künftig nicht mehr oder nicht mehr in der bisherigen Weise erfüllt werden können. Es wird zu prüfen sein, inwieweit solche Ansprüche noch berechtigt oder nicht bereits überholt sind. Ich bin der Auffassung, daß die Bevölkerung ein sehr ausgeprägtes Gefühl dafür hat, was gerechterweise von der Gemeinschaft verlangt werden darf und was nicht.

Dokumentation

Praktische Impulse für die Kirche

Eine Bilanz von Kardinal Döpfner zum Abschluß der Gemeinsamen Synode

Am Ende der Schlußsitzung der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland am 22. November nachmittags zog der Präsident der Synode und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Julius Kardinal Döpfner,

eine vorläufige Bilanz der Beratungen und Beschlüsse. Wir veröffentlichen die Ansprache des Kardinals nach dem an die Presse verteilten Text (mit Ausnahme der mündlich nicht vorgetragenen Schlußpassagen).

Die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland ist beendet. Diese nüchterne Feststellung ist für alle, die vom Anfang an die Etappen dieses kirchlichen Ereignisses miterlebt und miterlitten haben, noch gar nicht richtig begreifbar. Als wir begonnen haben; wie erschreckend weit in der Ferne lagen da noch die Ziele unserer Planungen. Und trotz aller Plage und Mühe seitdem, wie schnell verging die Zeit.

Wie schnell vergingen die sieben Jahre, seitdem sich 1968 einige Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken im Essener Priesterseminar getroffen haben, um im Nachhall des Essener Katholikentags über den Ruf nach einer Synode in Deutschland zu beraten. Tiefgreifende Veränderungen in Gesellschaft und Kirche hatten eine Konfliktsituation bewirkt, die den Wunsch nach einer Kirchenversammlung verständlich und berechtigt erscheinen ließ.

Als wir 1971 mit unserer konstituierenden Sitzung die Arbeit aufnahmen, waren seit dem Ende des II. Vatikanischen Konzils fünf Jahre vergangen. Seine Ergebnisse und Impulse aufzugreifen und im Blick auf die Umbruchsituation in der Kirche unseres Landes zu konkretisieren, wurde zum Ziel unserer Synode. Wir wollten also für unsere deutschen Verhältnisse übersetzen, wofür das Konzil Bewußtsein geweckt und Voraussetzungen geschaffen hatte, nämlich für die Frage: Wie kann die Kirche in dieser neuen Weltphase ihren Heilsauftrag an der Menschheit und ihren Heildienst am Menschen besser erfüllen? Ist uns diese Übersetzung gelungen? Es wäre mehr als vermessen, in dieser Stunde, da wir es noch kaum glauben können, daß die Synode endet, Bilanz zu ziehen. Ob die Frucht unserer Arbeit brauchbar ist, das wird erst in Jahren und Jahrzehnten zu beurteilen sein. Hier und heute will ich vielmehr versuchen, nach einem knappen *Rückblick auf das synodale Geschehen* (1) die *theologischen Leitlinien* unserer Arbeit (2) und *ihre praktischen Impulse für den kommenden Weg unserer Kirche* (3) darzulegen.

1. Rückblick auf das synodale Geschehen

Vor uns liegen 18 Beschlüsse der Synode und 6 Arbeitspapiere einzelner Sachkommissionen mit einer Fülle von Empfehlungen und Anordnungen. Was hält diese vielen Äußerungen innerlich zusammen?

1.1 Grundlegender Konsens: Dienst der Kirche

Wir konnten in den für das Leben der Kirche und ihren Auftrag wesentlichen Fragen einen *grundlegenden Konsens* erringen, der viel mehr ist als ein bloßer Kompromiß. Wir haben uns gemüht, gemeinsam den Grund und das Unterscheidende all unserer Arbeit aufzudecken. Wir haben erkannt, daß es um den Dienst der Kirche geht, in ihm gründete unser Konsens. Alle Beschlüsse stimmen überein in diesem Ansatz und Ziel: Den *Dienst der Kirche* zu leisten.

1.2 Perspektiven und Themen

Das wird schon deutlich, wenn wir unsere Beschlüsse und Arbeitspapiere nach ihrer Thematik ordnen:

I. Das Leben der Kirche Jesu Christi:

- (1) Die *Grundlage* unseres Glaubens: Unsere Hoffnung
- (2) Ihre Verkündigung: (die Themen der Vorlagen zeigen die Akzente)

- Beteiligung der Laien an der Verkündigung
- Religionsunterricht in der Schule
- Gemeindekatechese

- (3) Ihr Gottesdienst und ihr sakramentales Heilswirken (*der* Angelpunkt des kirchlichen Lebens)
- (4) Ihr diakonischer Dienst (er konnte wenigstens exemplarisch behandelt werden)
 - Not der Gegenwart und Dienst der Kirche
- (5) Das *ganze* Gottesvolk (hier ist das neue Verständnis der Kirche besonders deutlich durchgebrochen)
 - Die pastoralen Dienste in der Gemeinde
 - Orden und andere geistliche Gemeinschaften
 - Verantwortung des ganzen Gottesvolkes
 - Rahmenordnung für die pastoralen Strukturen für die Leitung und Verwaltung der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland
 - Ordnung für Schiedsstellen und Verwaltungsgerichte der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland
 - Deutsches Pastoralinstitut

II. Das Wirken der Kirche in der Gesellschaft

- (1) Grundlegung: Aufgaben der Kirche in Staat und Gesellschaft
- (2) Verantwortung und christliches Zeugnis in einzelnen Sachbereichen:
 - Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit
 - Kirche und Arbeiterschaft
 - Die ausländischen Arbeitnehmer — Eine Frage an die Kirche und die Gesellschaft
 - Christlich gelebte Ehe und Familie
 - Sinn und Gestaltung menschlicher Sexualität
 - Schwerpunkte kirchlicher Verantwortung im Bildungsbereich (diese Vorlage halte ich übrigens deswegen für sehr bedeutsam, weil hier zum ersten Mal der Auftrag der Kirche in *allen* Bildungsstufen und -bereichen angesprochen ist).
 - Kirche und gesellschaftliche Kommunikation, vor allem aktuelle Problemfelder der publizistischen Arbeit

III. Als Teilkirche in der einen Weltkirche:

- Pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der christlichen Einheit
- Missionarischer Dienst an der Welt
- Der Beitrag der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland für Entwicklung und Frieden.

Der thematische Überblick zeigt: *die Kirche* war das Thema unserer Synode, ihre inneren Vollzüge, ihr Wirken in der Gesellschaft, ihr Dienst in der Weltkirche.

1.3 Kontexte unserer Bemühungen

Die gemeinsame Anstrengung und das engagierte, geduldige Verweilen gerade bei der Herausarbeitung der Grundlagen für unsere christliche Sendung haben sich ausgezahlt. Sie haben das Fundament gefestigt und ausgebaut, von dem allein wir unseren Dienst und unser Zeugnis wagen können.

Wir haben versucht, uns auf den Menschen in unserer Gesellschaft einzulassen, auf sein Drängen zur Selbstverwirklichung, zur Mitverantwortung und Mitsprache. Dieser fragende, zweifelnde suchende Mensch — und nicht nur sein glaubender Bruder — hat uns manche Frage gestellt und manche Aussagen in unseren Beschlüssen bestimmt: In unserer Vorlage „Unsere Hoffnung“, in dem Beschluß über den Gottesdienst und die

Sakramentenpastoral ebenso wie in dem Beschluß über Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit oder in dem Arbeitspapier über die „Not der Gegenwart und den Dienst der Kirche“.

Wir haben eine Brücke zu schlagen versucht zwischen der Kirche und den vielfältigen Fragen der Menschen, aber auch zu den Aufbrüchen einer neuen Religiosität außerhalb des Rahmens der verfaßten Kirche.

Grundprobleme unserer Gesellschaft erwiesen sich häufig als Grundprobleme auch der Kirche und umgekehrt, als wir uns zum Beispiel fragten, wie sich das Institutionelle zum spontanen Leben verhält. So haben wir herauszustellen versucht, daß Ehe als Institution und Ehe als Gemeinschaft der Liebe nicht Gegensätze sind, nicht in Konkurrenz zueinander stehen, sondern einander fordern.

Es wäre unredlich, wollten wir nicht auch bekennen, wie sehr wir — aus sehr verschiedenen Gründen — bei manchen Fragen *unsere Grenzen* spüren mußten und drängende Probleme nicht lösen konnten: z. B. in der Frage der wiederverheirateten Geschiedenen oder in verschiedenen Fragen der Ökumene. Andere, durchaus als wichtig erkannte Themen, *konnten wir gar nicht behandeln*, z. B. die Stellung der Frau in Gesellschaft und Kirche, das Phänomen der Mobilität in unserer Gesellschaft der Freizeit. Diese Fragen müssen in der kommenden Zeit auf verschiedenen Ebenen wieder aufgegriffen werden.

Damit stehen wir bei einem weiteren Thema: Was hat die Synode an theologischen Leitlinien entwickelt, die über die einzelnen Vorlagen und den Augenblick hinaus von wegweisender Bedeutung sein können? Darauf möchte ich in vier Punkten eine erste Antwort geben.

2. Theologische Leitlinien

Die Synode sollte von Anfang an pastoral ausgerichtet werden. Diese pastorale Absicht bedeutete keinen Verzicht auf die theologische Reflexion, soweit diese auch in praktischen Fragen unentbehrlich ist. Es ist meine Überzeugung, daß wir entgegen manchen Versuchungen der theologischen Bemühung innerhalb unserer Synode mit Recht ein großes Gewicht zugemessen haben. Dennoch sollte die theologische Wissenschaft hier nicht um ihrer selbst willen zur Sprache kommen, sondern nur insofern sie zusammen mit allen übrigen Gaben der Kirche gemeinsam am pastoralen Ziel der Synode mitwirken konnte.

Zur Frage nach den theologischen Schwerpunkten sollen hier einige Tendenzen genannt werden, die sowohl inhaltlich als auch im Blick auf die Denkweise der Synode theologisch maßgeblich und leitend waren.

2.1 Spannung und Ausgleich zwischen kirchlicher Tradition und gegenwärtiger Situation

Es scheint mir zunächst (1) eine Grundcharakteristik unserer Synode gewesen zu sein, daß sie sich mutig der Spannung stellte, die immer besteht *zwischen kirchlicher Tradition und aktueller Situation*. Die Nöte der Gegenwart fordern ja jeweils neu die großen Überlieferungen der Kirche heraus. Vor allem die Theologie wurde dadurch auf den Plan gerufen. Wir haben die Realitäten unserer Situation hautnah zu spüren bekommen. Dabei haben wir zweifellos kostbare Einsichten gerade in die geistigen Aufbrüche unserer Zeit — in denen auch Gott wirkt — gewonnen und in unsere Beschlüsse eingebracht. Ich denke z. B. an die Aussagen zur partnerschaftlichen Ehe, zur Mitverantwor-

tung in der kirchlichen Sendung, zur pastoralen Orientierung der Sakramentenpraxis und an die Hilfen der Humanwissenschaften bei der Suche nach weiterführenden Gesichtspunkten für die kirchliche Jugendarbeit. Aber wir haben auch erfahren, daß wir uns zur Wahrung der „Substanz“ des christlichen Glaubens den Tendenzen unserer Zeit nicht ausliefern dürfen. Da das gegenwärtige Denken und die aktuelle Not uns so nahe stehen, sind wir zweifellos ständig zum Konformismus mit dem noch nicht genügend durchschauten Geist der Zeit versucht. Die Vorlage „Unsere Hoffnung“ hat uns soeben bewußt gemacht, wie tief die Gefahr falscher Anpassung reicht und wie sehr wir uns bemühen müssen, z. B. den Sinn für die menschliche Schuld-erfahrung und für das Leiden offenzuhalten. Das, was an Schrift und theologischer Tradition zu bewahren ist, hat es dabei oft sehr viel schwerer, da es stets neu aufgeschlossen und übersetzt werden muß. Schrift und Tradition sind aber bei diesem Bemühen einer Vermittlung zwischen Geschichte und Gegenwart so etwas wie die Widerlager zum Schwergewicht der unmittelbar begegnenden Erfahrungen unserer Zeit. Dieser Erkenntnisprozeß war für alle Beteiligten nicht ohne Schmerzen. Es schien manchmal, als ob elementare Wahrheiten zeitweise in Frage gestellt würden. Gängige Schlagworte mußten entzaubert werden. Eine spätere Betrachtung unserer Vorlagen wird entdecken, wo wir mehr Kinder unserer Zeit gewesen sind, als wir das heute wissen.

Diese Spannung und Dialektik versuchten wir in unseren Beschlüssen durchzuhalten. Wir wollten Gott und seiner Botschaft, aber auch den Fragen der Menschen und Nöten der Welt gerecht werden. Hier war die Ursache unserer Konflikte, unserer Zerreißproben, wenn es um das Gebot Gottes in der Ehe, um die Stellung der wiederverheirateten Geschiedenen in der Kirche, um den Beitrag für Entwicklung und Frieden und um weitere Schritte zur Überwindung der gespaltenen Christenheit ging.

Die Synode hat die „Extrempositionen“ auf ihr eigentliches Anliegen als Dienst der Kirche hin überdacht und geprüft und dabei die Mitte offengelegt, auf die wir als Christen gewiesen sind: auf den Willen und die Botschaft des Gottmenschen Jesus Christus. Von dieser verbindenden Mitte her hat die Synode falsche Alternativen überwunden: Religionsunterricht — Information oder Verkündigung?, Predigt — Beteiligung aller an der Verkündigung oder alleinige Verantwortung des Amtes für die Verkündigung?, Jugendarbeit — Rekrutierung von Nachwuchs für die Kirche oder Selbstgenügsamkeit der reflektierten Gruppe?, Amt und Dienste — allein abzuleiten aus der Gemeinde oder aus der Ordination?, weltkirchliche Verantwortung der Christen — finanzielle Solidarität oder Austausch des Glaubens und Gemeinschaft des Gebetes und nicht zuletzt Kirche — Heildienst oder Weltdienst? Wir haben vielleicht nicht immer schon die beglückende Formel gefunden, aber doch zwischen den Extremen den Raum aufgespart und die Richtung für die gesuchte Synthese gewiesen. Nicht zuletzt darin versuchten wir allumfassend, d. h. katholisch, zu sein.

2.2 Personale Glaubensentscheidung inmitten der kirchlichen Gemeinschaft

Eine zweite theologische Tendenz war die Einsicht, daß der Christ in einem höheren Maße als bisher der *personal verantworteten Glaubensentscheidung* in der Gemeinschaft der Kirche bedarf; diese Auffassung zieht sich wie ein roter Faden durch viele synodale Äußerungen. Wir haben gesehen, daß die Sakra-

mentenpastoral ohne eine solche Grundorientierung nicht fruchtbar wird. Jeder Christ muß im Stande sein, den von ihm gelebten Glauben wirksam und missionarisch in Wort und Tat zu bezeugen. Manchmal wurde hier eine elementare Bedrohung sichtbar, wenn nämlich die personal verantwortete Glaubensentscheidung in einen unfruchtbaren Gegensatz zu institutionellen Elementen, rechtlichen Bindungen und objektiven sittlichen Normen gestellt wurde. Bei verschiedenen Themen zeigte sich diese Spannung, etwa in der Frage der Verpflichtung zur sonntäglichen Eucharistiefeier. Eine besondere Zuspitzung erfuhr dieses Problem in der Verhältnisbestimmung zwischen personaler Gewissensentscheidung und objektiver Norm. Vielleicht standen wir bei dieser Frage vor den am meisten belastenden Schwierigkeiten. Ich brauche nur die Stichworte Empfängnisregelung, Pastoral für geschiedene Wiederverheiratete und ökumenischer Gottesdienst zu nennen. Zweierlei muß ja zusammengebracht werden: die notwendige Orientierung an einer sittlichen Norm und die unverkürzte personale Gewissensentscheidung. Verantwortbare und tragfähige Maßstäbe für sittliches Handeln werden nur in dem Durchhalten dieses Spannungsverhältnisses gefunden werden können. In der Vermittlung von beidem liegt eine der zentralen Aufgaben für eine tiefere Bildung des sittlichen Bewußtseins und für die kirchliche Pastoral. Es bleibt uns aufgetragen, uns selbst und unsere individuellen Neigungen zu überschreiten und uns an der objektiven Norm, an der umfassenderen Gemeinschaft der Kirche und ihrer Lehre und Überlieferung zu orientieren. Nur so können wir in der Gemeinsamkeit der Lehre und der täglichen Lebenspraxis die Kirche weiterhin als eine konkrete Lebens- und Glaubensgemeinschaft bewahren und bewähren. Nur so kann es gelingen, den unersetzbaren Eigenwert des personalen Glaubensvollzugs und der sittlichen Entscheidung nicht in einen haltlosen Individualismus hinein zerfallen zu lassen. Diese Intensivierung des christlichen Glaubensvollzugs erwartet heute zunächst von jedem einzelnen Christen — wenn freilich auch in abgestufter Weise — eine größere Entschiedenheit in Glaube, Hoffnung und Liebe. Aber auch das gemeinsame christliche Leben in den Orden und geistlichen Gemeinschaften muß neue Qualität und Ausstrahlung gewinnen. Der ganze, vorbehaltlose und auf ein Leben hin gewählte Dienst für Gott und die Menschen ist eine unverzichtbare Verdichtung des Christlichen. Solche Verlebendigung des Glaubens wird, so hoffen wir, auch in einer größeren Zahl von Berufungen zum priesterlichen Amt, zum Diakonat und zu den vielfältigen Diensten in der Kirche fruchtbar werden.

2.3 Einsatzbereiter Glaube in lebendiger Gemeinde

Ein weiterer theologischer Grundzug ergab sich, weil die Synode selbst dem Abgleiten intensiver Glaubensvollzüge in irgendwelche Formen falscher Subjektivität und Beliebigkeit wehrte. Es ist nicht zufällig, daß wir an zentralen Stellen unserer Vorlagen immer wieder *die kirchliche Gemeinde* angesprochen haben. Alles was wir in dieser Synode beabsichtigen, zielt ja direkt oder indirekt auf eine Erneuerung der konkreten Ortskirche. Wichtige Impulse der Theologie, der Gemeinde und des Amtes aus den letzten Jahren wurden aufgenommen: Die Gemeinde wird weniger als das passive Objekt eines einzigen zuständigen amtlichen Seelsorgers gesehen, vielmehr sammeln sich um ihn vielfältige Gaben und Dienste, die der Herr der Kirche seiner Gemeinde schenkt. Man hat das sachlich nicht ganz zutreffende Wort vom „Versorgungsdenken“ der Pfarreien

oder von der „versorgten“ Gemeinde geprägt. Richtig an der dahinterstehenden Kritik ist der Gedanke, daß die christliche Gemeinde nicht buchstäblich alles auf den hauptamtlichen Pfarrer abstellen, von ihm allein erwarten darf und daß sich auch dieser nicht die Alleinzuständigkeit über alles und jedes anmaßen soll. Durch die aktive Beteiligung aller Gemeindemitglieder und durch die konstruktive Mitverantwortung einzelner kann die Auferbauung der Gemeinde Jesu Christi nur gewinnen. Ein großer Teil unserer Synodenaussagen — von der zuerst verabschiedeten Vorlage über die „Beteiligung der Laien an der Verkündigung“ bis zu dem soeben beschlossenen Text „Unsere Hoffnung“ — zielt darauf, die Wechselbeziehung zwischen dem einzelnen und der Gemeinde lebendiger zu gestalten.

Wir haben auch die mannigfachen Versuchen erfahren, die einer wirklichen Erneuerung der christlichen Gemeinde im Weg stehen können. Die Verlebendigung der Gemeinde braucht vitale Zellen als tragende Bauelemente des Ganzen. Aber sie droht zu entarten, wenn sie in sektenhafte Gruppierungen und Cliquen zerfällt. Wir haben gelernt, daß die Betonung des Gemeindeaspektes für unser katholisches Verständnis auf keinen Fall zu einem kongregationalistischen Kirchenbild führen darf, als ob sich die Gemeinde nur „von unten“ und in der runden Autarkie der gerade hier versammelten Gemeinschaft bilden dürfte. Die Verlebendigung unserer Gemeinden wird nur dann im vollen Sinn katholisch sein, wenn die einzelne Ortsgemeinde sich selbst und ihre Tendenzen zur Abgeschlossenheit überwindet und sich immer wieder zur größeren Gemeinschaft der Gesamtkirche öffnet. Die Bedeutung des Bischofsamtes und des Petrusamtes liegt nicht zuletzt darin, diese fundamentale kirchliche Struktur aufrechtzuerhalten und — wenn notwendig — zu schützen.

Die angesprochenen Probleme rühren unmittelbar auch an die Strukturfragen kirchlichen Lebens. Wir sind dankbar, daß wir hier und dort dienlichere Strukturen für unseren pastoralen Dienst aufzeigen und beschließen konnten. Die Synode hat aber auch gelernt, daß Strukturen allein leere und starre Hohlformen bleiben, ja zu Hindernissen werden, wenn sie nicht mit Geist und Herz gefüllt werden. Gut funktionierende, organisatorische und strukturelle Elemente in der Kirche sind unverzichtbar. Aber Strukturen für sich allein sind ohnmächtig und anfällig für manche Gefahren.

2.4 Geistliche Erfahrung und Weltzuwendung in Einheit und Differenz

Das synodale Geschehen hat schließlich eine denkwürdige und wichtige theologische Einsicht zutage gefördert: Harte und nüchterne Arbeit stand oft sehr abrupt, aber dennoch nicht ohne jede Verbindung, neben Besinnung und Gottesdienst. Beides läßt sich nicht ineinsetzen oder gar gegenseitig ausspielen. Diese synodale Erfahrung spiegelt sich auch in unseren Texten. Jede verfälschende Vermischung von Profanität und Glaube mußte immer wieder abgewiesen werden. Dennoch konnte die säkulare Welt nicht einfach sich selbst überlassen bleiben, indem sich der Glaube in neue Formen der Weltlosigkeit und falscher Innerlichkeit geflüchtet hätte. Es scheint mir, daß die Synode — wenigstens streckenweise — ein neues Zueinander von *Heildienst und Weltdienst, geistlicher Erfahrung und Weltzuwendung* anvisiert hat. Wir haben erfahren, daß die vorbehaltlose Zuwendung zur Welt weder dieser selbst, noch der Zielrichtung unseres Glaubens hilft. Die Welt wüßte dann nicht mehr als all das, was sie aus sich selbst schon weiß. Und der Glaube verlöre dabei seine grundlegende Qualität, nämlich Salz der Erde und Licht der Völker zu sein.

So gehören geistliche Erfahrung und Weltzuwendung in einer eigenen Zuwendung zusammen. Je radikaler der Christ in der Tiefe des Glaubens verwurzelt ist, um so eher darf er sich trauen, sich vorbehaltlos und offen den Fragen und Nöten der Zeit zu stellen. Unser Glaube kann nur dann universal, missionarisch und auch gleichsam „offensiv“ sein, wenn er sich selbst immer wieder geistlich in den Tiefen Gottes gründet. Nur so kann der Christ die Distanz und die Offenheit, das Engagement und die Einsatzbereitschaft gewinnen, welche keine Hingabe für die Nöte der Zeit scheuen und dennoch gegenüber allen Beirungen nie das letzte Ziel aus den Augen verlieren. Wir haben selbst in unseren Anstrengungen und Auseinandersetzungen um Sachfragen gespürt, wie sehr uns diese ständige Rückkehr zur Besinnung, zu Gebet und Andacht nottut.

Damit wären wir einer entscheidenden spirituellen und theologischen Einsicht nähergekommen: Unser Glaube geht nicht darin auf, daß er neben anderen Beweggründen nur eine gradweise bessere „Motivation“ darstellt. Gott selbst ist der letzte Grund unseres Denkens und Handelns. Und darum hat der Glaube selbst — gerade dann, wenn er unverkürzt bleibt — eine unerhörte, allerdings verborgene Kraft bei der Bewältigung profaner Aufgaben. Gerade er verhilft zu einer illusionslosen und einzig den Namen „Realismus“ verdienenden Weltbetrachtung, denn er weiß um den letzten Widerstand des Bösen in der Welt, um die Macht des unbußfertigen Menschenherzens. Darum kann erst durch innere Umkehr alle leidvolle menschliche Entfremdung aufgebrochen und aufgehoben werden. Und allein von dieser Mitte her kann der Mensch ohne Ressentiments die Endlichkeit und Begrenztheit, das Fragmentarische und das Brüchige seines Lebens und seiner Planungen ertragen.

Dies alles läßt sich nicht mit einem halben und unentschiedenen Glauben erreichen. Dem Glauben steht zwar Bescheidenheit gut an, nicht jedoch Zaghaftigkeit im Bekennen. Nur dann, wenn wir alles uns von Gott und den Menschen Geschenke mit lauterem Herzen und mit aller Deutlichkeit der Welt sagen, tun wir ihr den besten Dienst. Wir maßen uns keineswegs an, die besten Rezepte zu haben oder überhaupt solche zu finden. Aber wir können dazu beitragen, jene geistigen und ethischen *Grundhaltungen* auszubilden, ohne die alle Technologie, alle Planungen und alle soziale Sicherung am Ende ins Leere gehen.

3. Praktische Impulse für den zukünftigen Weg unserer Kirche:

Ich meine, daß man diese Leitlinien zwischen den Zeilen unserer Synodenbeschlüsse ahnen und entdecken kann. Ihre volle Wahrheit muß jedoch durch die Umsetzung dieser Ergebnisse unserer Arbeit auf verschiedenen Ebenen und vor allem durch die Realisierung in jenen Aufgabenfeldern erreicht werden, wo uns dies bisher nicht gelang oder wir es noch nicht einmal versucht haben. Darum stellt sich die Frage, welche konkreten Impulse sich aus unserer gemeinsamen Arbeit ergeben und wie diese für den zukünftigen Weg unserer Kirche fruchtbar gemacht werden können. Wiederum sollen vier kurze Gedanken erste Anregungen bieten.

3.1 Aufeinander zugehen

Erinnern wir uns der belastenden Spannungen, die vor Beginn der Synode in der Kirche unseres Landes immer härtere Formen annahmen. Sie bewirkten in steigendem Maße Unsicherheit, Verhärtung und Konflikte im innerkirchlichen Raum. Nach außen

lähmten sie die Handlungsfreiheit. Wieviel Kraft haben sie selbsterstörerisch vergeudet. Ganz umsonst war dies alles bei allen schmerzlichen Erfahrungen jedoch nicht. Wir haben gelernt, miteinander zu streiten, ohne uns zu zerstreiten. Wir haben den Standpunkt des anderen geachtet, obwohl wir Gegner seiner Meinung waren. Es ist allen herzlich zu danken, die dafür Opfer gebracht haben, daß unsere Arbeit auch unter schweren Belastungsproben ein *synodos*, ein *Aufeinanderzugehen*, wurde, nicht allein durch Schaffung eines guten Klimas, sondern durch die Begegnung im gemeinsamen Suchen nach dem Willen des Herrn in dieser konkreten Stunde. Wir haben manchen Erwartungen zum Trotz zusammengehalten.

Wohl aber wurden wir zu einem Prozeß gezwungen, dem wir einen neuen Stil des Miteinanderredens und Miteinandergehens zwischen Bischöfen, Priestern und Laien verdanken. Den möchten wir nicht mehr missen. Was wäre es für ein Erfolg der Synode, wenn es gelänge, diese gute Erfahrung in jede Gemeinde, Gemeinschaft, Dienststelle und alle Räume der Kirche hinein zu vermitteln! Die Erfahrung nämlich, daß ehrliche Bereitschaft zur redlichen Kommunikation Verkrampfungen lockern und Konflikte lösen kann und eine unverzichtbare Voraussetzung ist für Brüderlichkeit, Vertrauen, Frieden und Einheit.

Es gilt darum, eine der entscheidenden Aussagen des II. Vatikanums zu verwirklichen: Kirche als das *eine* Volk Gottes, in dem jeder seine unaufgebbare und unverwechselbare Sendung hat zum Wohle des Ganzen und für den Dienst an der Welt.

Die Spannung zwischen bischöflichem Leitungsamt und Dienst der Laien und Priester — in je eigenem Auftrag — darf nicht aufgelöst werden, da sie für das Leben in der Kirche entscheidend ist. Hier haben wir einen „Lernprozeß“ durchgemacht, von dem das Gelingen der Synode abhing. Ich glaube sagen zu können, daß die nicht-bischöflichen Synodalen „lernten“, wie die Mitsynodalen-Bischöfe in ihrem Amt einen entscheidenden Dienst der Einheit in unserer Ortskirche und der Weltkirche haben. Die Bischöfe lernten immer mehr, wie auch kritisches Engagement ein Beispiel kirchlichen Sinnes sein kann.

Die Synode, die nun zu Ende geht, bot dazu eine einmalige, umfassende Gelegenheit. Die Aufgabe bleibt, diese Gemeinsamkeit weiterhin zu praktizieren. Uns Bischöfen aber gibt diese Erfahrung der Gemeinsamkeit den Mut und die Verpflichtung, Wege zu solcher Solidarität auch weiterhin zu suchen und zu ebneten.

3.2 Miteinander reden und gemeinsam sprechen

Wir haben in diesen vier Jahren Türme von Papier beschrieben und bedruckt. Warum geschah es? Aus der bewußten Absicht, der Kommunikation aller mit allen durch eine möglichst ungetrübte Transparenz aller Vorgänge zu dienen. Sie half uns, miteinander zu sprechen. Mit ihrer Hilfe lernten wir uns mit den unterschiedlichen Sorgen und Anliegen besser kennen und verstehen. Durch sie wurden Mißverständnisse ausgeräumt oder von vornherein verhindert.

Diese gesteigerte Kommunikation, die in der Synode erreicht werden konnte, hat sich bewährt. Sie muß noch besser eingeübt werden. Die Bischofskonferenz hat ihrerseits in diesem Jahr begonnen, dafür Voraussetzungen zu schaffen: in der Neuordnung ihrer eigenen Arbeitsweise, in der Konzentrierung ihrer Kommissionen und in der besseren Zuordnung der Zentralstellen und Arbeitsstellen. Sie möchte gleichsam das Verbundnetz der vielfältigen Kapazitäten im katholischen Deutschland verbessern, durchschaubar und effektiver machen.

Herzmitte aller menschlichen Kommunikation bleibt die *Sprache*. Auch die modernste Informationstechnik kann sie nur übermitteln, nicht aber ersetzen. Wir haben dies zumal bei verschiedenen Verständnisschwierigkeiten in den Sachkommissionen und in der Synodenaula — besonders am Anfang— zu spüren bekommen. Wir wissen auch, wieviel Geduld es gekostet hat, diesen Prozeß durchzustehen. Das Lehrgeld hat sich aber für uns alle gelohnt. Grund zum Übermut besteht freilich nicht: Wir sind auch in vielem nicht aufeinander zugegangen und haben zu spät oder manchmal auch gar nicht miteinander geredet. Und wir wissen auch, daß es nicht leicht ist, die Sprache unserer Beschlüsse draußen in der Öffentlichkeit verständlich und einleuchtend zu machen. Manchmal wird die Form unserer Aussagen Christen und Nichtchristen einen unmittelbaren Zugang erschweren oder gar verwehren.

Diese Mängel werden aber ins rechte Licht gerückt durch eine wesentliche Erfahrung, daß wir nämlich trotz unserer unterschiedlichen Meinungen einen Kernbestand grundlegender Überzeugungen des Glaubens haben, den man zusammen formulieren kann. Sind wir nach der Erfahrung einer fast babylonischen Sprachenverwirrung in der nachkonziliaren Zeit nicht glücklich und froh, die Erfahrung gemacht zu haben, daß wir zentrale Antworten unseres Glaubens miteinander zur Sprache bringen, also noch oder — soll man sagen — wieder *gemeinsam sprechen* können? Dies könnte die Wiedergewinnung lebendiger Einheit in legitimer Vielfalt innerhalb unserer Kirche sein. Und dieses gemeinsame Sprechen können ist schließlich auch eine elementare Voraussetzung für alles missionarische Tun und für jede Form der Verkündigung. Gerade in dieser Hinsicht setzt sich die kirchliche Tradition von Synoden auch in dieser neuen Form unserer „Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland“ fort, weil es angesichts schwerwiegender Herausforderungen der Kirche und bei Entscheidungen von großer Tragweite vor allem auf das gemeinsame Sagenkönnen ankommt. Die großen Konzilien sind dafür ein wichtiges Beispiel. Ich darf nur an das Konzil von Nizäa erinnern, dessen 1650. Wiederkehr wir in diesem Jahr feiern konnten. Synoden sind vor allem solche gemeinsame Sprachschulen des Glaubens.

3.3 Den Geist Jesu Christi bezeugen und daraus handeln

Die wirksamste Kommunikation, die überzeugendste Sprache bleibt das *Zeugnis des Lebens*. Darum haben wir die Beteiligung des ganzen Gottesvolkes an der Sendung der Kirche in dieser Synode nie einseitig verstanden als Beteiligung an der Aus-

übung des kirchlichen Amtes. So wichtig diese ist und so sehr wir sie bejahen, würde sich Beteiligung darin erschöpfen, führte dies indirekt zu einer Ausweitung kirchlicher Amtskompetenzen und zu einem Klerikalismus neuer Art. Die spezifische und eigene Verantwortung der Laien, ihrer Gemeinschaften, Gruppen und Organisationen geschieht im christlichen Zeugnis in der Welt, in der mitwirkenden Gestaltung von Gesellschaft und Staat aus christlicher Überzeugung. Die „martyria“, ein Grundvollzug kirchlichen Lebens, bleibt derjenige der Welt schuldig, der nicht im Apostolat der Kirche durch sein eigenes Leben, durch sein eigenes Handeln christliches Zeugnis gibt.

Unsere Synode ist nicht müde geworden aufzuzeigen, daß dieses lebendige Zeugnis eine *zeitgerechte Spiritualität* fordert, die dem heutigen Menschen zeigt, wie hier und jetzt Nachfolge Christi möglich ist. Es geht um konkrete Modelle, wie wir heute Wege zu Gott finden und gehen können.

So wird durch das Leben und Tun von uns Christen in aller Welt deutlicher werden, daß Gott ist und daß er unser aller Vater ist. Er nimmt uns in Anspruch und ist unser Halt. Auf ihn sind wir verwiesen, und von ihm werden wir getragen. Wir leben dafür, daß sein Reich komme. Ihm muß in erster Linie und letztlich unsere Aufmerksamkeit gelten, nicht uns selbst und unserer Kirche.

Nur so können wir auch anstreben, was gar nicht beschlossen werden konnte und doch das Entscheidende ist. Wie sollten wir Glaube, Hoffnung und Liebe — diese Elemente jeder Spiritualität — beschließen, wie den doppelten Mut, sich ganz auf Gott und mit Gott ganz der Welt auszuliefern? Wie könnte eine Synode neue Menschen berufen? Und doch braucht es gerade neue Menschen, um viele Beschlüsse mit Leben zu erfüllen — man denke an den Gottesdienst, an die Erneuerung der geistlichen Gemeinschaften, der Gemeinden, der Ämter und Dienste, an den ökumenischen Auftrag und an neue Formen des Weltendienstes. Auch die Diskrepanz zwischen dem, was wir als richtig und notwendig erkennen, und dem, wie wir sind, läßt sich nicht wegbeschließen. Nicht beschlossen werden kann auch das Klima, in dem etwa Familie und pastorale Dienste gedeihen können. Nicht beschließen können wir den Übergang von der „Versorgungsgemeinde“ zu einer Gemeinde, die selbst aktiv ihr Leben gestaltet. Solches Klima, solche Bereitschaft, solche Spiritualität können nicht beschlossen, sie können nur durch das Leben eingebracht werden.

So muß die Synode gerade dort aufhören, wo das Entscheidende beginnt: das gelebte Leben. Mit Gottes Hilfe haben wir heute miteinander diese Schwelle erreicht. Möge Gott helfen, daß wir morgen mit dem Gottesvolk in allen Gemeinden über diese Schwelle hinwegschreiten und uns dem Leben stellen.

EKD-Erklärung zur ökumenischen Zusammenarbeit

Zum Abschluß der Gemeinsamen Synode wurde in Würzburg eine Stellungnahme des Rates der EKD zum Synodenbeschluß über „Pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der christlichen Einheit“ veröffentlicht. Der Wortlaut der Stellungnahme, die in der üblichen Presseberichterstattung so ziemlich untergegangen war, zeigt, daß die synodalen Beratungen trotz mancher Spannungen im Ökumenischen für das zwischenkirch-

liche Klima förderlich waren. Eine Würdigung der Synode (als ganzer) aus evangelisch-ökumenischer Sicht werden wir in einem der nächsten Hefte veröffentlichen.

Die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland hat der ökumenischen Besinnung den Rang einer „durchlaufenden Perspektive“ zuerkannt. Das erweisen ihre